universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Novellen und Schilderungen

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1853

Erinnerungen aus dem Etschlande

urn:nbn:at:at-ubi:2-8474

Erinnerungen

aus

dem Etſchlande.

Erinnerungen aus dem Etſchlande.

1851.

Soll ich noch einmal alle geplünderten Notizenhefte nach einer übergebliebenen Denkwürdigkeit durchſuchen, oder iſt es vielleicht erlaubt, ein kleines Bild aus dem Gedächtniſſe niederzuſchreiben? Ich habe dabei einen lieblichen Ort bei Botzen im Sinne, ein etwas abgelegenes, aber ſchmuckes Landhaus, hinter dem ein ſchöner Garten über ſchmale Ebene an die Porphyrwand hinaufzieht, mit einem Worte, den Hof zu Payrsberg, welcher dem Dr. Joſeph Streiter gehört.

Ehe wir weiter gehen, wollen wir indeß doch aus dem Geſagten noch etwas Belehrung ziehen und zwar gerade aus dem Namen dieſer Villa. Moritz Arndt, glaube ich, ſagt den Schweden nach, daß ſie eine große Vorliebe für ſchöne, wohlklingende Namen haben und denſelben Zug finden wir bei den Tirolern wieder. Wenn ſonſt in Süddeutſchland in einem Flecken oder einem Dorfe ein adeliger Sitz vorhanden,

ſo heißt er einfach: das Schloß — in Tirol aber hat er ſeinen Namen für ſich, und wenn in einem Orte mehrere ſolcher Edelhäuſer ſtehen, ſo führt jedes ſeinen althergebrachten Rittersnamen, ſey's nun Sprengenburg, Rieſenſtein, Roſengarten oder wie immer. Man ſieht, daß die Sitte urſprünglich von den Burgen ausging und eine beſondere Funktion der letzteren, die ſie auch noch erfüllen können, ſelbſt wenn ſie längſt vom Erdboden verſchwunden ſind, iſt die, daß ſie adeligen Geſchlechtern Beinamen oder nach offiziellem Ausdruck, Prädikate verleihen. Dieſe Prädikate haben ſich übrigens erſt in den letzten Jahrhunderten feſtgeſtellt und da die meiſten Burgſtälle von jeher ein ſehr wechſelndes Beſitzthum geweſen, ſo trifft es ſich, daß der niedere Adel zum guten Theil den Beinamen von Schlöſſern führt, die er erſt lange nach der Zeit der mittelalterlichen Ritterſchaft erworben oder oft auch ſchon lange wieder verloren hat. Vom Schloß Tirol haben das Prädikat die Erzherzoge von Oeſterreich ſelbſt, von der nebenbuhleriſchen Veſte Hoheneppan, trugen es einſt die Herren von Pach, die aber mit den alten Eppanern in gar keiner Verwandtſchaft ſtanden, vielmehr das Schloß ſammt Urbar erſt nach langem Wechſel der Beſitzer durch Kauf an ſich gebracht hatten. Jetzt gibt es Freiherren von Teimer auf Hoheneppan. Von Zenoburg, König Heinrich's Veſte bei Meran, ſchreiben ſich die Herren von Braitenberg zu Botzen, die die ſchöne Ruine noch beſitzen, von andren andere. Ein Herr von ohne zu wird hier kaum geduldet. Uebrigens nehmen in Oeſterreich auch die Krieger, die wegen langer und

ausgezeichneter Dienſtjahre in den Adelſtand erhoben wurden, ein ſolches Prädikat an, und zwar, da ſie oft keinen Güterbeſitz haben, in vielen Fällen ein imaginäres, mit poetiſchem Sinn erfundenes; ſo die Edlen von Stuckimfeld, von Löwenſchwert, von Lorbeerkranz u. ſ. w. Die Verleihung dieſer Prädikate ſcheint von dem öſterreichiſchen Erzhauſe ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten geübt zu ſeyn. Nach der wahrſcheinlichſten, zuerſt von Primiſſer aufgeführten Sage von der wunderbaren Rettung Max des Erſten auf der Martinswand, wurde der rettende Jäger, Oswald Zips, der ihm oben auf der Klippe: Holla, was machſt du da? zugerufen hatte, vom Kaiſer zum Dank geadelt und zur Erinnerung mit dem Namen: „Hollauer von Hohenfelſen“ beſchenkt. Gewiſſer noch als dies iſt, daß der Geheimſchreiber Fabricius, der am 13. Mai 1618 mit Slawata und Martinitz aus dem Fenſter des Schloſſes zu Prag geworfen wurde und aus der Stadt entronnen, dem Kaiſer die Botſchaft nach Wien brachte, geadelt und durch den an ſeinen Sturz erinnernden ſehr entſprechenden Namen: „von Hohenfall“ geehrt worden iſt. Hier ſchließen wir übrigens dieſe Abſchweifung, die ſich um ſo weniger rechtfertigen läßt, als gerade von Payrsberg keine Familie das Prädikat führt.

In dieſem Hofe wuchs nun in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts ein junger Mann heran, der ſchon ſehr früh an Schiller und etlichen anderen deutſchen Dichtern ein ſeltſames Wohlgefallen fand und ſeinen Lieblingen mit großer Treue anhing, obgleich ſie ihm hin und wieder von den ſtrengen

Lehrern weggenommen wurden. Je älter er aber wurde, deſto inniger überzeugte er ſich, daß „in Deutſchland draußen“ eigentlich doch mehr geiſtiges Leben ſey, als dazumal in Tirol, und noch jung an Jahren, erfaßte ihn die Sehnſucht hinauszupilgern und Perſonen und Dinge ſelbſt zu ſehen. Da fuhr er oft gen Norden, aus den Alpen heraus über den Donauſtrom, dem edlen Vater Rhein zu und ſogar in die ſächſiſchen und preußiſchen Länder hinein, um an der Bildung und Wiſſenſchaft der plattdeutſchen Niederungen ſich für den Druck zu laben, den die analphabeten Berge ſeiner Heimath ihn erleiden ließen. In jenen Gegenden, wo kaum je ein anderer Tiroler erſchienen war, als ein Handſchuhhändler aus dem Zillerthal, in Dresden und Berlin ſtaunte man über dieſen wunderlichen Sohn der Alpen, der alle Jodler ſeines Hochgebirges für eine Symphonie von Beethoven, alle Stifter und Abteien für eine gute Hochſchule und alle docirenden Bettelmönche für einen tüchtigen, feurigen Berliner Docenten hingegeben hätte. Bei Tieck in Dresden ſaß er manchen Abend und horchte mit angezogenem Athem, wie der Meiſter den Shakeſpeare las. Wenn er dann wieder heimwärts zog, ſo hatte er ſich reich beladen mit Büchern und Bildern, von denen man in Tirol nie gehört hatte. Darunter waren freilich manche proteſtantiſche Erzeugniſſe, wie ſie jenſeit des Brenners nur Scheu und Zagen erwecken konnten, und man munkelte in den gut unterrichteten Kreiſen der Stadt, der Doktor halte faſt zu viel auf das „lutteriſche“ Weſen.

Alsbald begann er auch ſein Landhaus mit allen den

Zierden zu verſehen, die er in Deutſchland draußen kennen und lieben gelernt. Die Halle ſeiner Villa ſchmückte er mit Cornelius' Zeichnungen zu Goethe's Fauſt und im Salon des obern Stockes richtete er ſich eine Bücherſammlung ein, die ſchon manchen Pilger in Erſtaunen geſetzt hat. In der That wird es ſchwer ſeyn, bei einem Privatmann in irgend einem Lande eine ſo fein ausgeſuchte Bibliothek zu finden, die das Beſte aus allen Literaturen, den neuen und den alten, enthält, und dabei gar keinen Schofel. Selbſt die äußere Erſcheinung ſeiner Bücher pflegt der Hausherr mit großem Fleiße und ihre Hülle iſt daher ebenſo elegant als ihr Inhalt klaſſiſch. In anderen Gemächern dagegen fand er Raum für werthvolle Stiche und ſchöne Gemälde. Einmal trug er ſich lange mit dem Gedanken, er ſollte auch eine Malerei von Meiſter Kaulbach haben, und dieſer hatte es ihm wirklich verſprochen, hätte es auch ſicher ausgeführt, wenn ihm nicht bald darauf der Anlaß zu ſeinen großen, hiſtoriſchen Bildern gekommen wäre.

Zu gleicher Zeit arbeitete indeſſen der Herr von Payrsberg auch in ſeinem Garten, der ganz etwas Anderes werden ſollte, als er bisher geweſen. Vor Allem ging er aus, eine kleine Hochebene zu ſchaffen, eine Terraſſe, die zugleich eine Warte für die Fernſicht, ein Empfangsſaal für die Freunde, ein Muſeum für künſtleriſche und botaniſche Schätze werden ſollte. Er führte am Fuße der Porphyrwand einen mächtigen Unterbau, ließ ſelbſt den aufſteigenden Felſen ſprengen und behauen, und ſo entſtand eine geräumige Platte, die er mit Springbrunnen und Spalieren, mit Tiſchen und Stühlen,

mit Lauben, Gebüſchen und zierlichem Geländer ausſchmückte. Das Glashaus wurde mit neuer Pflege bedacht, aus ſüdlicheren Gärten ſchöne Blumen verſchrieben und mit bisher unbekannten Gewächſen Acclimatiſirungsverſuche gemacht. Während der Zeit war auch ſchon die Kunſt zu Botzen mit Aufträgen bedacht worden. Ein Maler, ſo gut er ſich auffinden ließ, mußte an die äußere Wand des Glashauſes eine Scene aus Tieck's Zerbino malen, und ein Bildhauer, der tüchtige Rainalter zu Botzen, der bis dahin faſt nur Grabmonumente gemeißelt hatte, erhielt den überraſchenden Auftrag, die Büſten von Schiller und Goethe in Alabaſter auszuhauen. Als dies geſchehen, wurden die beiden Bilder mit geziemender Feierlichkeit aufgeſtellt und jedem zur Seite ein Lorbeerbuſch gepflanzt, der da fröhlich grünt und mit ſeinen ſchönſten Blättern die Schläfe der hohen Häupter beſchattet.

Nachdem ſo die Terraſſe in Ordnung gebracht, ging der Hausherr noch weiter an der Porphyrwand hinauf und wußte noch allerlei Stellen zu finden, an denen er Ruhebänke, Sommerhäuschen und dergleichen kleinere Schönheiten anbrachte. Wer die Mühſal des Steigens nicht ſcheut, der kann da noch thurmhoch hinaufklettern und einer immer ſchönern Ausſicht ſich erfreuen. Laſſen wir uns indeſſen jene auf der Terraſſe genügen, auf der ich ſo manche ſchöne Frühſtunde in lieber Einſamkeit verlebt. Ein zarter Morgennebel lag auf den Dächern der Stadt, welche bekanntlich in einem tiefen Thale am Eiſack liegt, mit dem ſich hier die Talfer vereinigt, worauf er dann der Etſch zuſtrömt. Die Umgebung

iſt weit und breit vom dunkelſten Grün, ein Teppich, der aus friſchem Weinlaub gewoben wird, denn in der ſchönen kleinen Ebene ſtehen hier nichts als Weingärten. Zwiſchen ſolchem dunkeln Grün liegt alſo die braune Stadt, aus welcher ein röthlicher Dom emporragt und mehrere kleinere graue Thürme mit weißen Spitzen. Die Berge umher ſind bis zu den höchſten Höhen bewachſen, unten mit Reben, mit Kaſtanien, Feigen und Melonen, oben mit Kornfeldern, Lärchen- und Fichtenwäldern. Von allen Seiten blinken weiße Häuſer, weiße Kirchthürme herab und auf den niederen Felſenſchöpfen drüben verfallene Kaſtelle. Auf den rebenreichen Höhen jenſeits der Etſch, zieht vor Allem das Schloß von Hoheneppan das Auge auf ſich. Dieſes liegt gerade unter der rothen Mendel und war einſt der Horſt der welſiſchen Eppaner, die wir ſchon genannt, eines mächtigen Geſchlechts in dieſen Gegenden, das nur die Grafen von Tirol zu fürchten hatte, denen es endlich nach langem Ringen auch unterlag. Dort drüben liegt auch Kaltern mit ſeinem See, im Lande ſchon lange berühmt wegen ſeiner Weine, in unſeren Zeiten aber noch bekannter durch die ekſtatiſche Jungfrau, Maria von Mörl, welche fromme, gläubige Pilger, beſonders hohe und niedere Geiſtlichkeit von nah und fern heranzog. Weiter hinab in der blauen Ferne, wo die Etſch in Wälſch-Tirol einſtrömt, ſchieben ſich die ſteil abfallenden Berge allmälig in einander.

Die Tagesordnung war eine ſehr einfache, ſtille. Waren die Morgenſtunden im Garten verbracht und kam die Mittagshitze

näher, ſo nahm den Gaſt das kühle Haus in ſeinen Schatten auf und er ergötzte ſich an der Lectüre in einem Lehnſtuhl der Bibliothek. Zum Mittagstiſche kam der Hausherr ſeiner Geſchäfte halber gewöhnlich erſt, wenn die Familie ihr Mahl ſchon eingenommen hatte. Wir ſaßen dann zu Zweien, oder, wenn die Gattin Theil nahm, zu Dreien beiſammen und plauderten etwa über das Neueſte was die Zeitung gebracht hatte. Alle Drei waren wir einig, daß die Jahre bald eine Bewegung in Deutſchland herbeiführen würden, von der man ſich viel Schönes verſprechen dürfe. Das haben wir aber freilich nicht ganz genau errathen.

Außerdem hatten wir aber noch allerlei Einheimiſches zu reden, denn in Tirol war es auf einmal recht lebendig geworden. Der Doktor beſchäftigte ſich viel mit den Jeſuiten und wollte es durchaus nicht leiden, daß ſie in Innsbruck das Gymnaſium in ihre Hände bekommen. Ein tiroliſcher Geſchichtsforſcher hatte in demſelben Jahre im Ferdinandeum daſelbſt einen hiſtoriſchen Vortrag über dieſen Orden gehalten, der ihr früheres Wirken im Lande ſchilderte und faſt als gemeinſchädlich darſtellte. Dieſer Vorgang, dem der Gouverneur ſelbſt angewohnt, verurſachte eine, ſeit langen Zeiten nicht mehr verſpürte Aufregung in der ganzen Geſellſchaft. Man ſchrieb es von Innsbruck in alle Thäler hinein, man berichtete in den deutſchen Zeitungen, der Gouverneur griff ſelbſt zur Feder, kurz, es war ein Ereigniß von der größten Bedeutung. Dazu kam noch eine andere Geſchichte. Dr. Streiter hatte nämlich ſchon in jungen Jahren Verſchiedenes gedichtet. Nicht

lange vor der Juliusrevolution war auch in Innsbruck eine Art von Hainbund entſtanden, ein Verein junger Leute, die miteinander die „Alpenblumen“ herausgaben. Die Leiter dieſer Verbindung waren Dr. Johann Schuler, Beda Weber, beide jetzt von Frankfurt her bekannt, und eben unſer Freund, der ſich Berengarius Ivo nannte. Als die „Alpenblumen“ abgeblüht, was ſehr bald geſchehen, gaben die beiden letzteren gleichwohl die frohe Kunſt nicht auf. Beda Weber dichtete Lieder, Berengarius Ivo verſuchte ſich in verſchiedenen Gattungen, namentlich auch im Drama. Als ihn nun einmal im langen Winter 1843—1844 die Trübſal beſchlich und der Aerger, daß gar nichts vorwärts gehen wollte in Tyrol, daß aller Verkehr mit Deutſchland abgeſchnitten ſey, daß auch die „draußen“ ſich gar nicht um ihre Landsleute in den Alpen kümmern — da fiel ihm plötzlich die Frage ein, ob es denn nicht möglich wäre, über Tirol einen Artikel in eine deutſche Zeitung zu ſchreiben. Nur wer da weiß, daß ſich über Tirol in der ganzen deutſchen Preſſe ſeit den Kriegszeiten nicht eine Zeile findet, wird die Tragweite dieſes Einfalls bemeſſen können. Nun kam es aber darauf an, den rechten Gegenſtand zu finden, und da ſchien denn die Geſchichte der neuern tiroliſchen Poeſie ein ebenſo anziehender als harmloſer Vorwurf.

So ſtand denn im Anfang des Jahres 1844, etliche Monate ehe die Jeſuitenhändel begannen, in der Allgemeinen Zeitung plötzlich und durch nichts angekündigt, ein längerer Aufſatz: „Poetiſche Regungen in Tirol“. Das Erſtaunen

im Lande war ungeheuer, denn Viele waren des Glaubens geweſen, die tiroliſchen Zuſtände ſeyen ſo eigenthümlich, daß ſie eigentlich mit Worten gar nicht wiederzugeben ſeyen. Viele erſchracken, gleich als ob über ihnen das Dach eingebrochen ſey und plötzlich der blaue Himmel hereinſchaue, Andere freuten ſich und hofften, an dieſen Erſtling würden ſich allmälig andere Beſprechungen tiroliſcher Dinge anſchließen, und ſo der gänzliche Mangel einer inländiſchen Preſſe beſtmöglich durch die auswärtige gehoben werden. Andere ärgerten ſich auch, daß man dieſe tiroliſchen Seltenheiten, an denen in Deutſchland doch die Wenigſten Gefallen finden möchten, in der Allgemeinen Zeitung gleichſam ſo beſpreche, als wäre es der Mühe werth. Indeſſen der Verfaſſer freute ſich des gelungenen Wagſtückes, und in der Wirkung hat er ſich auch nicht verrechnet, denn gerade von dieſem Artikel an ſchreibt ſich das Wiederauftreten Tirols in den deutſchen Zeitungen. Die allernächſte Folge für ihn war freilich eine unbezielte; es erſchien nämlich bald darauf in demſelben Blatte eine Kritik ſeiner Darſtellung, die, von einem der Dargeſtellten verfaßt, an Gift und Schärfe nichts zu wünſchen übrig ließ. Richtig war allerdings der Vorwurf, daß Berengarius Ivo ſich damals ſelbſt beſprochen, allein nicht gegründet war die Behauptung, daß er ſich ſelbſt gelobt, obgleich er das in den Blättern der andern Seite noch öfter leſen mußte. Die Erwähnung ſeiner eigenen Arbeiten war lediglich deßwegen für nöthig befunden worden, weil man ſonſt aus dieſem Stillſchweigen gleich im erſten Griffe den Verfaſſer errathen hätte, was

dazumal immerhin vermieden werden durfte. Dieſe literariſchen Plänkeleien haben uns damals viele Unterhaltung verſchafft.

Nach Tiſche konnte man etwas ſchlafen oder die Vormittags begonnene Lectüre fortſetzen; gegen Abend kam der Doktor wieder aus ſeinem Geſchäftszimmer in der Stadt und dann, wenn wir Sehnſucht in das Weite fühlten, gingen wir auf die Waſſermauer an der Talfer oder gegen Rungelſtein, gewöhnlich bald zufrieden mit unſerm Gang. Zu Hauſe fanden wir die Kinder in dem Garten, die es uns ſehr gut auslegten, wenn wir an ihren Spielen einigen Antheil nahmen. Wenn ſie zur Ruhe gegangen und die Nacht eingebrochen, zogen wir mit Windlichtern auf die Terraſſe, um uns dort noch etwas gütlich zu thun. Das waren mitunter ſehr vergnügte Stunden in der lauen Abendluft, während die Lorbeerbüſche und die Myrthen leiſe ſäuſelten, hin und wieder eine Nachtigall im Mandelbaum ſich vernehmen ließ, dann wieder ein verhallender Ruf vom Berg herunter oder ein ferner Geſang aus den näheren Häuſern der Stadt. Freilich hatten dieſe Abendſtunden nur in den erſten Wochen gedeihlichen Beſtand, denn ſpäter, als der Sommer mächtiger heranzog, ſpielten auch alle denkbaren Gattungen von geflügelten Inſekten, ſchlechtweg „Vieher“ genannt, um die Lichter und fielen halbverbrannt in unſern frugalen Imbiß. Um dieſen Quälereien auszuweichen, ſetzten wir dann das friedliche Gelage in den vier Wänden des Hauſes fort, unterließen aber ſelten früh zu Bette zu gehen, weil den ſchönen Sommermorgen Niemand verſchlafen wollte.

Die Stadt Botzen ſelbſt hat der Gaſt auch zuweilen betreten. Ihre Phyſiognomie iſt anziehend, zumal weil ſich zu dem deutſchen Elemente manches Italieniſche geſellt. Es gibt da viele Kaufleute, die aus Wälſchland ſtammen und vieles Andere, was an ſüdlichere Gegenden erinnert, namentlich der Markt mit ſeinen herrlichen Früchten. Die Gaſſen ſind enge, die Häuſer hoch, alle mit Erkern verſehen, die überhaupt nirgends ſo beliebt ſeyn können, als in Tirol, wo ſie ſich faſt an jedem Bauernhauſe finden. In der Hauptſtraße ſind zu beiden Seiten Lauben oder Bogengänge, gut für Regen und Hitze, zugleich aber auch ein reicher Bazar, der ſich in einer langen Budenreihe auslegt. Wie in Wälſchland arbeitet man auch hier bei offenen Fenſtern und wie dort iſt in den Sommermonden der Tag die ſtille Zeit, wo die Gaſſen ſchlummern und erſt die Nacht bringt Leben in die leuchtenden, wachen Straßen.

Wenn der Wonnemond vorüber iſt und der Juni ſeine Sonne bringt, dann geht der Botzner in die Sommerfriſche auf den Berg. Die drückende Hitze in den engen Gaſſen weckt mächtig die Sehnſucht nach den kühlen Alpenhöhen, deren waldige Gipfel über die Stadt emporragen. Nur wenige, nur die allerunentbehrlichſten Männer bleiben da zu Hauſe, und bejammern ſich ſelbſt, wenn ſie am ſchwülen Nachmittage ſchläfrig im Kaffeehaus ſitzen und in halben Träumen die ſchwimmenden Buchſtaben aus den neueſten Journalen zuſammenleſen. In der That ſind ſie auch beneidenswerth die Glücklichen, die da oben im Hochlande leben und ſich der

milden Sonne, des breiten Schattens und des weichen Graſes erfreuen, die da im ſeligen Nichtsthun ihren Sommerhof halten. Dieſer Glücklichen ſind übrigens nicht wenige, denn in Tirol lebt zur ſchönen Jahreszeit kürzer oder länger faſt die Hälfte der Bevölkerung ein paar tauſend Fuß höher als die warmen Thäler. Die Botzner haben auf einem weiten Bergrücken zwei Flecken angebaut, wo ein halbhundert Familien in ländlicher Kurzweile die Hitze überſtehen, ebenſo haben die reichen Familien zu Meran, zu Trient und Roveredo ihre Villen im Gebirge. Die wohlhabenden Leute, welche keine eigenen Höfe beſitzen, gehen dafür in die Bäder, wo billig und gut zu leben iſt, und deren ſich allenthalben faſt von Meile zu Meile finden. Und endlich laſſen ſogar die ärmſten Leute den Sommer nicht vorüber, ohne in die Friſche zu gehen, oder wie ſie es nennen, ins Heuliegen, was darin beſteht, daß etwa ein Dutzend Männer, Weiber und Kinder mit Mundvorrath, mit Schüſſeln und Pfannen auszieht, hinauf in die Hochalmen, dort eine leere Sennhütte einnimmt und etliche Tage die Kur gebraucht. Dabei vergraben ſie ſich bis aufs Hemde ausgezogen tief ins Heu und kommen ſchweißtriefend wieder heraus, was ein unwiderſtehliches Mittel gegen den Rheumatismus und das Gliederweh des ganzen Jahres ſeyn ſoll.

Unſere Sommerfriſche war auf dem Ritten, am Rand einer ſteilen Hochebene, faſt dritthalbtauſend Fuß hoch über der Stadt. Hier grünt keine Rebe mehr, kein Mandelbaum und keine Melonen; die Landſchaft und ihre Erzeugniſſe ſind

nordiſch, etwa wie am Tegernſee oder bei Fiſchbachau in Bayern. Die Felder tragen Roggen oder Gerſte, die Wälder beſtehen aus Lärchenbäumen, wie dieſe überhaupt auf allen Höhen und Bergen ihr treffliches Fortkommen haben, aber der Streu wegen von unten bis oben an den Zweigen beſchnitten werden, was ſie ihres ſchönſten Schmuckes entkleidet. Hier ſtehen viele hübſche Häuſer der reichen Botzner mit niedlichen Gärten, mit Kegelbahnen und anderen Luſtbarkeiten. Auch ein ſehr wohl eingerichteter Schießſtand iſt zu erwähnen, der an Sonn- und Feiertagen ſeine Stammgäſte anzieht. Nur zum Luſtwandeln iſt eigentlich wenig bequeme Gelegenheit, da der Bergrücken in ſteilen Hügeln auf- und abſteigt, und die Ausſicht in den Lärchenwäldern unfrei iſt. — Die Sommerfriſchler vermiſſen indeſſen dies Vergnügen nicht zu ſchmerzlich. Entweder unternehmen ſie größere Ausflüge auf die nahen Berghäupter mit Pferden, Eſeln, Trägern und reichem Mundvorrath, oder ſie bleiben ſtillvergnügt in ihren Gärten.

Unſer Doktor beſaß kein eigenes Haus auf dem Ritten, ſondern hatte ſich eine etwas beſchränkte Wohnung gemiethet — unſer einer wohnte nicht weit davon beim Selrainer, was ein ſehr gutes Wirthshaus iſt. Man findet da nicht allein trefflichen Wein und die landesübliche Küche, ſondern auch alle hochgebirgiſchen Leckereien wie ſonſt nirgends, namentlich Geflügel, wie Schneehühner und dergleichen Arten, die mir jetzt im Augenblicke nicht mehr alle einfallen.

Wenn die Städter wieder von ihren Bergen herabſteigen, iſt die Weinleſe nicht mehr fern; es naht die Zeit der

Traubenkur und die Fremden ziehen in dichten Haufen durch das Etſchland. Um dieſe Zeit kommen denn auch nach Payrsberg manche Reiſende von fern her, theils um Briefe an den Hausherrn zu beſtellen, theils um den ſchönen Garten zu beſehen. Da hatten wir manchen lieben Freund zu Tiſche und zechten oft lange, ſintemalen der Wein zu Payrsberg ſehr ſchmackhaft iſt. Nicht ſeltner Gaſt war zum Beiſpiel Friedrich Lentner, der im Winter ſeit langen Jahren zu Meran lebt, den Sommer aber in Bayern zubringt, jetzt damit beſchäftigt, in des Königs Auftrag Alles zu ſammeln, was von alten Sitten, Gebräuchen, Mähren und dergleichen noch unbeachtet in Dorf und Stadt zu finden iſt. Friedrich Lentner iſt eigentlich ein Münchner, kam aber ſchon in Jünglingsjahren nach Tirol und hat ſich ſeitdem ſo eingelebt, daß er kaum mehr von einem Tiroler zu unterſcheiden iſt. Vor bald zehn Jahren ſchrieb er das Tiroler Bauernſpiel, eine ſehr ſchöne Geſchichte von Anno Neun, und ſeitdem noch viel andere Erzählungen aus den Bergen. In Meran iſt er ſo zu ſagen der Genius der Heiterkeit, der den Winter durch Alles lenkt und leitet, alle Scherze angibt, alle Maskeraden zeichnet, alle Gedichte fertigt. Nicht minder iſt er auch ein großer Nothhelfer der Stadt bei andern Feierlichkeiten, wenn ein beglückender Erzherzog einherfährt, namentlich wenn Erzherzog Johann ſein Schloß Schänna beſucht und bei ſeinen Nachbarn zu Meran zuſpricht. Auch das heurige Schännaer Hausſchießen iſt in ſeinem feſtlichen Schmucke zunächſt von unſerm Freunde angeordnet worden. Wegen ſo vieler Verdienſte hat er ſchon im

vorigen Jahre das Ehrenbürgerrecht von Meran erhalten. Im ſelben Jahre hat er ſich auch mit einer lieblichen Tochter Merans verehelicht. *

Eine ſehr gern gewährte, ſeit Jahren ausgeübte Herbergsgerechtigkeit zu Payrsberg hat auch der „Fragmentiſt“. Von der Perſönlichkeit, von Geburt, Lehrjahren und weiterem Erdenwallen dieſes ſeltenen Mannes wiſſen eigentlich die wenigſten deutſchen Leſer etwas Zuverläſſiges und es wird daher nicht verboten ſeyn, gerade bei dieſer ſo günſtigen Gelegenheit über ihn zu ſprechen.

Tſchötſch iſt ein kleines Dorf nicht weit von Brixen in Tirol, liegt auf ſonnigem Abhange über dem Eiſack und genießt einer ſehr ſchönen Ausſicht über den Thalweg des Stromes ſowohl als über die Hochebene zu deſſen beiden Seiten. „Dieſes reizende Rebengelände,“ ſagt ein tiroliſcher Topograph, „mit ſeinen Obſtgärten und Kaſtaniengruppen, hüllt ſich ſchon vollends in ſüdländiſchen Schmuck und die Trauben an ſeinen terraſſenartigen Hügeln gekocht, geben einen Wein, der den beſſern des Landes beigezählt wird. Es gehört zu den auserleſenen Vergnügungen der Brixner, an den ſchönen Herbſttagen in zahlreichen Geſellſchaften nach Tſchötſch zu wallen und bei dem edlen Weine und gebratenen Kaſtanien oder friſchen Nüſſen ſich gütlich zu thun.“

In dieſem lieblichen Erdenwinkel wurde Philipp Jakob

* Friedrich Lentner iſt ſeitdem zu Meran geſtorben, den 23. April 1852, im achtunddreißigſten Jahre ſeines Lebens, noch reichlich bedacht mit Undank für die vielen Verdienſte, die er ſich um jene Stadt erworben.

Fallmerayer im Jahre 1791 geboren, der Sohn eines Landmannes mit zahlreicher Familie, aber geringen Mitteln. Bei der romantiſchen Lage der Heimath mögen ſchwärmeriſche Gefühle für Naturſchönheiten in dem Knaben ſchon früh erwacht ſeyn. Wohlthätige Geiſtliche, die einiges Talent bemerkten, brachten den armen Jungen, zu künftigem Nutzen der Kirche, als Domſchüler zu Brixen gratis unter und ſorgten für die nothwendige Ausſteuer. Außer gut geleiteten Uebungen in der griechiſchen Grammatik wurde indeſſen hier wenig Förderndes geboten und ſo verließ der unzufriedene Schüler im Spätherbſte 1809 heimlich das Inſtitut, um mitten durch die Unglücksſcenen des Tiroleraufſtandes, mitten durch die feindſeligen Heerhaufen hindurch nach Salzburg zu flüchten. Dort fand er beſſern und reichlichen Unterricht, auch ſonſt größere Freiheit, mußte ſich aber nebenbei ärmlich behelfen und großen Theils durch Privatſtunden den nöthigen Unterhalt gewinnen. Er hatte aber unverdroſſenen Sinn, vortreffliche Lehrer und die reichliche Bücherſammlung der gefälligen Benedictiner von St. Peter zu unbedingter Benutzung. Mit Eifer und nicht ohne Erfolg ward unter Leitung des in Göttingen gebildeten Pater Albert Naguzaun das Studium der ſemitiſchen Sprachen betrieben und zu gleicher Zeit durch die ſeltene Lehrgabe eines für den wißbegierigen Schüler nur zu früh nach Lemberg verſetzten Geſchichtslehrers, von Maus, die Liebe für hiſtoriſche Wiſſenſchaft wunderbar angeregt und entzündet.

In dieſen Zeiten hätte es ſich aber bald ereignet, daß unſer junger Fallmerayer ein Mönch geworden wäre, und

wir hätten dann wohl der Fragmente aus dem Orient und der Vorrede dazu für immer entbehren müſſen. Er meldete ſich eines Tages zum Eintritt in die berühmte Benedictinerabtei zu Kremsmünſter in Oberöſterreich, vermochte aber die gewünſchte Ruhe in einer weltvergeſſenen Zelle dieſes Stifts nicht zu finden, weil er in Bayern die Bewilligung zur Auswanderung nicht erhalten konnte. So verließ er nach zweijährigem Studium der Gottesgelehrtheit das freundliche Salzburg und zog auf die Hochſchule zu Landshut, um zum Ueberfluſſe auch noch mit der Jurisprudenz einen Verſuch zu machen, wobei denn nebenher die hiſtoriſchen, klaſſiſchen und linguiſtiſchen Arbeiten mit ungemindertem Eifer fortbetrieben wurden. In dieſen Beſtrebungen kam ihn plötzlich, als die Deutſchen mit Napoleon zu brechen anfingen, ein kriegeriſches Gelüſte an, er trat unter die Fahnen, wurde Unterlieutenant in einem bayeriſchen Infanteriebataillon, focht in der Schlacht bei Hanau und wurde wegen guten Verhaltens an dieſem denkwürdigen Tage öffentlich vor der Fronte belobt. Hierauf dreimonatlicher Winterfeldzug und manches mörderiſche Gefecht im Innern Frankreichs. Nach dem erſten Pariſer Frieden blieb der junge Held ein volles Jahr beim Okkupationskorps auf dem linken Rheinufer und im zweiten franzöſiſchen Feldzuge verlebte er, als Galopin des Generals Grafen von Sprebi, unter den angenehmſten Verhältniſſen, beinahe ein halbes Jahr in der Umgegend von Orleans. Insbeſondere erinnert er ſich mit großem Behagen an den Aufenthalt in einem Landſchloſſe dortiger Gegend, bei einem Marquis und einer

Marquiſe, welche die feinen Sitten der alten Zeiten wohl zu wahren wußten und bei aller Achtung vor ſeinen tiroliſchen Manieren und Eigenthümlichkeiten gleichwohl entſchiedenen Fleiß daran ſetzten, ihn nebenbei auch in die beſten franzöſiſchen Formen zu tauchen und ihm die reinſten Töne ihrer Sprache zu lehren. Es ſchreibt ſich wohl zunächſt aus dieſer Schule, daß der Fragmentiſt das Franzöſiſche ſehr geläufig und mit einem beſonders guten Accent zu ſprechen weiß.

Als Lieutenant kam er aber wieder aus Frankreich zurück und erhielt ſeine Garniſon zu Lindau, wo ein friſcher Trieb zu den alten Studien erwachte. In dieſer ehemaligen Reichsſtadt, deren Bibliothek ihm freundliche Hülfe bot, lernte er Neugriechiſch, Perſiſch und Türkiſch. Um nun ganz zur Wiſſenſchaft zurückzukehren, nahm er 1818 ſeinen Abſchied, trat zum Lehrfache über und hatte ſich im Jahre 1826 zum Lehrer der Univerſalgeſchichte und der Philologie am Lyceum zu Landshut emporgeſchwungen. Hier ſchrieb er den erſten Theil ſeiner Geſchichte der Halbinſel Morea während des Mittelalters, welcher 1830 erſchien. Darin ſuchte er bekanntlich nachzuweiſen, daß die heutigen Griechen nicht, wie man bisher geglaubt, die Abkömmlinge der alten Hellenen ſeyen — vielmehr hätten im frühen Mittelalter ſlaviſche Stämme faſt ganz Griechenland verheert, die alten Bewohner vernichtet und ſich ſelbſt dann auf ihrem Boden angeſiedelt. Dieſe neue ſlaviſche Bevölkerung ſey dann erſt durch byzantiniſche Gewalt wieder gräciſirt worden und daher die griechiſche Sprache in Rumelien und dem Peloponnes. Eine

ſolche Hypotheſe mußte in Deutſchland, wo ſich die Begeiſterung für den Befreiungskampf der Griechen kaum erſt verloren hatte, einen widrigen Eindruck machen. Sie wurde vielfach bekämpft, von ihrem Schöpfer aber wohl auch lebhaft in Schutz genommen. Jedenfalls bleibt es ein Verdienſt Fallmerayer's, auf die Durchſchießung des neugriechiſchen Volkes mit ſlaviſchem Blut hingewieſen zu haben, aber es iſt kaum zweifelhaft, daß er zu weit geht, wenn er annimmt, die alten Hellenen ſeyen durch die Slaven faſt bis auf den letzten Mann ausgerottet worden. Im Sommer 1831 ſchloß er zu Landshut ſeine vielbeſuchten Vorträge und ging mit Urlaub als Begleiter des ruſſiſchen Generals Grafen Oſtermann-Tolſtoy zum erſtenmale in den Orient. Faſt ein Jahr blieb er in Egypten und Nubien; ebenſo lange wanderte er in Paläſtina und Syrien, zu beiden Seiten des Libanon herum, beſah Jeruſalem, Antiochien, Haleb, Balbek, Damaskus, die Reſidenz des Druſenfürſten, landete auf Cypern, auf Rhodus, an den joniſchen Küſten und ſetzte ſich zuletzt in Konſtantinopel feſt. Hier übte er ſich mit den ernſten Moslem als fleißiger Gaſt der Kaffeehäuſer in der türkiſchen Sprache, für die er eine große Vorliebe bewahrt hat. Die Cykladen, das griechiſche Feſtland von Sparta bis zu den Thermopylen, die ſieben Inſeln und das Königreich Neapel füllten das dritte Jahr.

In der Zwiſchenzeit war ein anderer Geiſt in das bayeriſche Schulweſen eingezogen, Fallmerayer's Stelle zu Landshut beſetzt, er ſelbſt etwas unbequem geworden. Seine

Vorträge vor der lauſchenden, oft hingeriſſenen Jugend wollte man nicht wiederkehren ſehen; in der Akademie dagegen, meinte man, ſey ein ſtillerer und doch nicht unangenehmer Ort für ihn. Er wurde auch wirklich Mitglied dieſer gelehrten Geſellſchaft zu München und erhielt ſogar im Jahre 1836 Erlaubniß, öffentliche Vorträge über Univerſalgeſchichte anzukündigen, zu denen jedoch der Zutritt nur dem höhern Publikum offenſtehen, den Studenten aber ſtrenge verboten ſeyn ſollte. Statt dem höhern Publikum vorzuleſen, zog indeſſen Fallmerayer im Sommer 1836 ins ſüdliche Frankreich, von da nach Florenz und Rom. Kleinere Reiſen nach ſeiner Rückkehr wechſelten mit längeren ſeßhaften Studien ab, bis er 1840 zu München die Anſtalten zu ſeiner zweiten Fahrt in den Orient begann.

Von Regensburg ſchiffte er ſofort auf der Donau ins ſchwarze Meer, von Konſtantinopel nach Trapezunt, von da wieder nach Stambul, wo er ein ganzes Jahr verlebte, wieder mit denſelben ernſten Moslem in denſelben Kaffeehäuſern türkiſch plaudernd, was er ſo zu einer von allen Rechtgläubigen bewunderten Fertigkeit brachte. Vom Bosporus ging er nach dem heiligen Berge Athos, von da nach Griechenland. In der griechiſchen Hauptſtadt ſoll Fallmerayer wegen ſeiner eigenthümlichen Meinungen über die helleniſche Vergangenheit zwar mancherlei Gezänke und Anfechtungen beſtanden, es aber doch im Laufe mehrerer Wochen zu einigem Verſtändniſſe mit den Hellenen gebracht haben. Nach zweijähriger Wanderſchaft kehrte er im Sommer wieder glücklich nach München zurück. Von dieſer Reiſe ſtammt das Bild des immergrünen

Buſchwaldes zu Kolchis und die Schilderung des klöſterlichen Stilllebens auf dem heiligen Berge, Arbeiten, die urſprünglich in der Allgemeinen Zeitung erſchienen und in Deutſchland zuerſt die Aufmerkſamkeit des größern Publikums auf den Mann richteten, der bisher durch ſeine Geſchichte des Kaiſerthums Trapezunt und der Halbinſel Morea nur erſt den Männern der Wiſſenſchaft empfohlen war.

Seitdem unternahm er verſchiedene kleinere Reiſen, doch auch wieder eine größere nach Wien, Venedig und Tirol, ergänzte die Fragmente aus dem Orient, die jetzt auch gedruckt wurden, und 1847 finden wir ihn ſogar wieder auf einem Zug in die Türkei. Er kam gerade recht nach Hauſe, um ins Parlament zu Frankfurt gewählt zu werden. Daß er ſpäter nach Stuttgart, nach St. Gallen ging, iſt bekannt; ſeit dem Frühling vorigen Jahres blieb er zu München wohnen, nicht ohne wiederholte Abſtecher nach Tirol, nicht ohne manche bittere Stunde, die ihm ſpäter die Ringseis'ſchen Händel zugezogen.

Durch ſeine Fragmente hat ſich Fallmerayer eine vornehme Stelle unter den deutſchen Reiſeſchriftſtellern erworben, und doch finden ſich etliche, unter anderen auch ich, die nicht wenig Luſt haben, ihm ein reines deutſches Geblüt ungefähr mit denſelben Gründen abzuſprechen, die er einſt gegen die empfindlichen Neuhellenen gebraucht. Um Brixen herum, hart am Eiſack hinab wie an der Etſch hinauf, ſaß nämlich noch ziemlich lang ins Mittelalter herein, romaniſches Landvolk, das erſt allmälig deutſche Sprache annahm. Wie der

Geſchichtſchreiber der Halbinſel Morea ſeine Slaven an den zurückgebliebenen Ortsnamen, an Veligoſti, Glogowa und Selichowo (Wolgaſt, Glogau und Züllichau) wieder erkannte, ſo laſſen ſich auch dort noch in den deutſchen Landſchaften die romaniſchen Ortsnamen erkennen und deuten, und unter anderen ſcheint der Name Fallmerayer nicht anderswo herzukommen, als von Valmarei, Val Mariae, Marienthal. In der That zeigt auch das Aeußere des berühmten Reiſenden, die dunkle, doch gutgefärbte Haut, die gebogene Naſe, einige Spuren ſeiner ſüdlichen Abkunft. Früher trugen zu dieſem Ausſehen noch ſchwarze Haare bei, die indeſſen die Zeit mehr oder weniger gebleicht. Von Wuchs iſt der Fragmentiſt nicht beſonders lang gerathen, dabei etwas rundlicht, obgleich er ſehr wenig Nahrung, gar keinen Wein und erſt in neuerer Zeit des Tages ein paar Gläſer Bier zu ſich nimmt. Der militäriſche Gang erinnert noch an ſeine Heldenzeiten. Sein Benehmen, das er nicht ungern auf jenes Landſchloß bei Orleans zurückführt, iſt nicht ohne Feinheit; ſein Umgang voll Milde und Freundlichkeit. Beſonders geſprächig wollen ihn jene, die ihm in den letzten zwanzig Jahren nahe ſtanden, nie gefunden haben, in neuerer Zeit redet er faſt wenig. An Wortwechſel und Streit ſelbſt über ſeine eigenen Hypotheſen nimmt er kaum je Antheil; er hat aus den türkiſchen Kaffeehäuſern eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen dieſe erhitzende Gymnaſtik des Geiſtes mitgebracht. Nur am Schreibtiſche iſt der Fragmentiſt, wie bekannt, etwas herb und herausfordernd.